



**PENSER PULP**

**HERAUSGEGEBEN VON THOMAS WÖRTCHE**

**NATHAN LARSON**

**2/14**

**EIN DEWEY-DECIMAL-ROMAN**

**AUS DEM AMERIKANISCHEN ENGLISCH VON  
ANDREA STUMPF**

**DIAPHANES**

**ORIGINALAUSGABE:  
THE DEWEY DECIMAL SYSTEM  
© 2011 NATHAN LARSON**

**1. AUFLAGE 2014**

**© DIAPHANES, ZÜRICH-BERLIN  
WWW.DIAPHANES.NET  
ALLE RECHTE VORBEHALTEN**

**SATZ UND LAYOUT: 2EDIT, ZÜRICH  
DRUCK: GGP, PÖSSNECK**

**ISBN 978-3-03734-654-9**

*Meiner Frau und meinem Sohn*



**W**ie ein Querschläger hallt der Knall des Schusses von meinem Schädel im Lesesaal wider und ich wache auf, keuchend und nach den Kapuzengestalten schlagend, die sich mit meinem Schlaf verflüchtigen.

Immer derselbe Traum.

Als der Knall verebbt und in dem riesigen Saal nach und nach Stille einkehrt, verlangsamt sich auch mein Herzschlag und jetzt weiß ich wieder, wo ich bin: im Hauptgebäude der New York Public Library an der Kreuzung 42nd Street und Fifth Avenue in New York City.

Wie ich hierhergekommen bin, kann ich nicht so genau sagen, aber so viel zumindest ist klar: Ich bin ein Mann, gemischter Herkunft und aus der Bronx. Gelegentlich übernehme ich einen Auftrag der Regierung der Stadt New York. Zumindest was davon übrig ist.

Ich bin Soldat oder war es in einer Landschaft, deren Monotonie nur von gelegentlichen Sandhosen, die der Wind aufwirbelte, und vereinzelt Ansammlungen niedriger Gebäude unterbrochen wurde. In diesem Negativraum gab es lange Zeitstrecken, in denen rein gar nichts passierte und wir nur vor uns hin brien. Passierte doch einmal was, dann brach die Hölle los – massenhaft herum-spritzendes Blut und Metall und Glasfaser. Trotzdem wirkte das Ganze ziemlich dilettantisch. Kaum ernst zu nehmen.

Wie ein schlechter Film, den man nur anschaut, weil man nichts anderes hat.

Übrigens war ich auch Ehemann und Vater. Glaub ich. Aber das war vorher.

Ich setze mich auf, taste mein Jackett nach einer Zigarette ab und finde keine. Es ist ziemlich ruhig hier, aber ich bin nicht allein... eine Mutter und ihr Sohn haben nicht weit von mir eine alte Kochplatte aufgestellt und jetzt starren sie gebannt in den Topf, die

Mutter hält eine Kartoffel in die Höhe, wahrscheinlich wartet sie darauf, dass das Wasser kocht.

Erstaunlich, dass sie eine funktionierende Steckdose gefunden haben. Die nehme ich in den Bestandskatalog auf, falls ich meinen Rasierer aufladen muss. Womöglich ist die Bibliothek das letzte öffentliche Gebäude, das von den mageren Resten des städtischen Stromnetzes noch ein bisschen Saft bekommt.

Ich hab einen Job hier in der Bibliothek. Ich kümmere mich um die Bücher. Aber dazu später.

Außer der Madonna mit Kind sind hier und da noch andere menschliche Gestalten verstreut, verloren, bedeutungslos.

Bedeutungslos klingt hart. Aber so sehr die Stadt sich auch verändert hat, eines ist gleich geblieben, und zwar: Ohne die richtige Durchwahl schafft man's nie.

Ich, liebe Leute, habe sie.

Kaum spricht man davon, brummt schon der Pager. Es ist der DA. Der Code sagt: Ich muss in sein Büro, pronto.

Aufgestanden, Ohren angelegt. Ein Spritzer Purell® in die Hände und verreiben. Purell® ist für mich Pflicht, unabdingbar, eine kühle Brise in einer stickigen, durchgedrehten Welt.

Ich schlafe in meinem Anzug, was soll's. Spart Zeit. Also rein in die Brogues, das Bettzeug zusammengerollt, in die Army-Tasche gesteckt und auf einem niedrigen Regal neben dem Beef Jerky, den Pistazienvorräten und Wasserflaschen verstaut.

Niemand wird meine Sachen auch nur anfassen. Sie kennen mich hier, vor allem wissen sie, wen ich kenne.

Ich werfe meine Aufwachpille ein und laufe die abgetretenen Marmorstufen hinunter in den pisswarmen Regen. Ich drücke mir den Hut auf den Kopf und tätschle beim Vorbeigehen den Steinhintern des nördlichen Löwen.

Das ist Teil meines Systems. Auf der Fifth Avenue nach links. Dem System folgen ist eminent wichtig. Und Purell® benutzen, besonders wenn man irgendetwas in einem öffentlichen Gebäude angefasst hat.

Der Regen schwächt den durchdringenden Gestank nach brennendem Plastik und Müll ab. Hochsommer, der erste Sommer nach den Ereignissen vom 14. Februar.

Aber der Gestank ist noch immer da, so verlässlich wie der Tod. Das ist das Plastik. Der Gestank kommt von den Abfallgruben im ehemaligen Bryant Park.

Dem System folgend biege ich links in die 42nd Street. Vor 11 Uhr vormittags biege ich nur links ab. Auf dem Weg zur Linie B.

Ich zeige dem weiblichen Marine meine Plastikkarte, sie lässt mich durch und ich verschwinde in der Tiefe.

Es ist kaum zu fassen, doch dank der öffentlichen Gelder für den „Großen Wiederaufbau“ fährt die U-Bahn immer noch. Ich habe keine Ahnung, wer in der Stadt die Gelder verteilt, aber eines weiß ich, ums öffentliche Wohl geht's dabei nicht. Hauptsächlich geht's wohl darum, die Taschen der vielen halbseidenen Figuren in Downtown zu stopfen, und die der Baulöwengangs, die sich nach 2/14 auf der Insel breitgemacht haben.

So sieht's aus, und niemand gibt sich Mühe, es zu verbergen.

Die U-Bahn (inzwischen vollautomatisiert) ist ausschließlich den städtischen Angestellten vorbehalten, den Honoratioren und Leuten mit genug Kleingeld, um es an geeigneter Stelle klug anzulegen. Von der Sorte gibt's aber nicht allzu viele. Abgesehen davon: Wer zum Teufel benutzt die versiffte U-Bahn, wenn er so viel Kohle übrig hat? Diese Leute haben sich wahrscheinlich schon längst auf die Socken gemacht und sich hinter einen hohen Zaun in Upstate New York oder ins Hinterland von New Jersey verkrochen. Weg

vom Wasser, weg von möglichen zukünftigen „Begebenheiten“. Gott sei mit euch.

Aber ein paar von uns müssen arbeiten. Und die haben ein System.

Ich bin allein auf dem Bahnsteig. Auf den Gleisen steht das Wasser mindestens knöchelhoch, Rattenschwärme paddeln vorbei. Ihr bloßer Anblick lässt mich wieder nach dem Purell® greifen.

Ein Zug der Linie D, dann einer der Linie F, von irgendeinem Computer irgendwo gesteuert. Als die B einfährt, steige ich ein.

Das System schützt mich, hilft mir, meine Gedanken zu ordnen. Natürlich gibt es Regeln: Wenn man mit der New Yorker U-Bahn fährt, muss man unbedingt zuerst eine der Buchstaben-Linien (A, B, C) nehmen und das in streng alphabetischer Ordnung. Fährt man mehr als vier Stationen, muss man in eine Linie mit einer Ziffer umsteigen (1, 2, 3) und in der besten aller Welten sollte die erste eine gerade Ziffer sein.

Wenn das nicht klappt, ist das keine Katastrophe, aber eins ist klar: Je mehr du mit dem System arbeitest, desto mehr arbeitet das System für dich. Deshalb steige ich an der Station Broadway/Lafayette in die 6er um.

In dem Waggon ist eine Gruppe von Transit-Authority-Cops. Zusammengewürfelte Uniformen. Der kräftigste mustert mich von Kopf bis Fuß, checkt die Plastikkarte, nickt in meine Richtung.

Ich tippe an meine Hutkrempe. Ich kann kaum meine Gesichtsmuskeln unter Kontrolle halten. Komisch, was? Nach dem, was mir in den letzten Jahren passiert ist, jedenfalls soweit ich mich erinnern kann, macht mich die Gegenwart von Cops immer noch nervös.

Ich fühlte meinen Puls und zähle von zehn runter, nutze das System. Als ich an der Canal Street aussteige, atme ich aus und spüre die Blicke der Cops in meinem Nacken.

Ich hab das Gefühl, dass ich noch eine Dosis brauchen könnte, schlucke eine weitere Pille und trete in die schwüle Hitze des feuchten Hühnerhofs namens Chinatown.

Ungelogen: Auf der Lafayette in südlicher Richtung trete ich irgendwelches Federvieh zur Seite, ein Taschentuch vor dem Mund. Übles Zeug aus der Retorte, ein Nebel aus Vogelgrippe, Schweinegrippe, Hundegrippe, Rinderwahnsinn, Tuberkulose und Schlimmeres. Schnatternde, identisch aussehende Gesichter. Wimmelnde SARS-Masken.

Auch wenn ich fließend Kantonesisch sprechen könnte, hier würde ich nicht kurz mal stehenbleiben und ein Schwätzchen halten.

Ich taste nach dem einzelnen Schlüssel in meiner vorderen Tasche.

Dass ich das Purell® herausziehe, muss ich wohl nicht sagen.

Mithilfe einer systembasierten Verhaltenstechnik schalte ich die menschlichen Störgeräusche aus und denke darüber nach, was heute anstehen könnte.

**U**nser gegenwärtiger, nichtgewählter District Attorney heißt Daniel Rosenblatt, ein Beta-Männchen mit Mundgeruch und fliehendem Kinn, eine Fresse zum Reinschlagen.

Beim Militär nannten wir solche Typen (obwohl sie selten waren) „Kanarienvögel“ (siehe „Kanarienvogel im Bergwerk“, siehe auch „Kanonenfutter“). Sie eignen sich hervorragend als Minensucher, zur Ablenkung der Scharfschützen von nützlicherem Personal und zur Beseitigung von Blindgängern.

Nicht, dass es wichtig wäre, aber ich glaube, Rosenblatt war einmal Anwalt bei einer dieser 0800-Schmerzensgeld-Kanzleien. Der Typ, der vor der Notaufnahme von Krankenhäusern auf künftige Klienten lauert. In dem Chaos nach dem Valentinstag ging's drunter und drüber, es gab Postengeschacher, Machtgerangel. Und irgendwie hat Rosenblatt es geschafft, seinen Arsch hier festzusetzen.

Auch wenn er nicht danach aussieht, solche Männer sind bekanntlich besonders dann gefährlich, wenn man ihnen ein Büro mit Aussicht überlässt. Ein Büro wie dieses, im neunzehnten Stock in der Centre Street Nr. 100. Art-déco-Möbel. Südwestfenster, von denen man durch den Schmutzfilm einen schönen Blick auf die kürzlich wieder in Betrieb genommene Baustelle des Freedom Tower hat. Hinter der City Hall erkennt man gerade noch die traurigen Überreste der Brooklyn Bridge, die auf die Finanzspritze vom Großen Wiederaufbau warten.

Kein schlechter Blick.

„Decimal.“

Ich wende meine Aufmerksamkeit wieder dem kleinen Mann hinter dem großen Schreibtisch zu.

„Ich langweile Sie, oder. Das Feuer ist erloschen zwischen uns. Der Zauber weg. Oder.“